

RUDOLF WODERICH

Ost-Identität – Residuum der Vereinigung oder Phänomen der »langen Dauer«?

Das Phänomen der ostdeutschen Identität erfährt in sozialwissenschaftlichen Diskursen derzeit eine gewisse Konjunktur: In mehreren Publikationen und Übersichten hat insbesondere die soziologische Umfrageforschung das Problem ostdeutscher Identitätsbildungen knapp ein Jahrzehnt nach der deutsch-deutschen Vereinigung entdeckt¹. Ex post wurden jene frühen, empirisch gestützten Überlegungen und Hypothesen bestätigt, die ostdeutsche Sozialwissenschaftler bereits in den ersten Jahren nach dem Umbruch des Systems vorgelegt hatten². Sie fanden im Mainstream der Diskurse nur eine marginale Beachtung, wurden entweder als »Befindlichkeitssoziologie« diskreditiert oder als weitgehend irrelevant abgewiesen. Denn vermeintlich handelte es sich um kurzfristige Friktionen und Irritationen, die komplizierten Anpassungsprozessen an neue institutionelle und Regelsysteme geschuldet seien. Demgegenüber besteht heute in den Diskursen der Profession, die sich auf Datensätze der Umfrageforschung stützen, weitgehend Konsens darüber, daß sich »die Ostdeutschen eine kollektive Identität als Ostdeutsche (auf)bauen«³. Das Argumentationsmuster ist davon geleitet, daß die Wertorientierungen zwar einem Prozeß der Angleichung unterliegen, in gleichem Maße jedoch die Selbstidentifikation der Ostdeutschen und partielle Distanzierung von den Westdeutschen deutlich angewachsen sei. Die im Transformationsprozeß entstandenen Defizite, Probleme und enttäuschten Erwartungen würden »externalisiert« und nicht mehr auf das Scheitern des Staatssozialismus zurückgeführt, sondern dem »Partner in der Vereinigung«, den Westdeutschen, zugerechnet. Den zumeist als »Selbstaussgrenzung« respektive »Abgrenzungsidentität«⁴ definierten Identifikationsprozessen wird nun immerhin ein begrenztes Verständnis entgegengebracht. Keinesfalls jedoch sollten die Ostdeutschen auf diesem Wege bestärkt werden: Gewarnt wird vor der »Falle« (Heiner Meulemann), in die sie sich begeben könnten, denn Ost-Identität erschwere schließlich »Selbsthilfe und Hilfe«.

Datenbasis und Argumentationsmuster der Umfrageforschung scheinen darauf gerichtet zu sein, das in Rede stehende Problemfeld einzugrenzen, auf ein Residuum der Vereinigung zu reduzieren, sozusagen auf »kleiner Flamme« zu kochen und in einem provinziellen Format zu belassen. Auf internationale Vergleiche und diskursive Kontexte wird weitgehend verzichtet⁵; methodische Standards und Instrumentarien der neueren regionalen und kulturellen Identitätsforschung können größtenteils allein deshalb aus-

Rudolf Woderich – Jg. 1947, Sozialwissenschaftler, Studium der Journalistik und Kulturwissenschaft in Leipzig, Promotion 1981, Promotion B 1988, Mitarbeiter und Dozent an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften; seit 1990 Mitarbeiter und Projektleiter am Brandenburg-Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien.

Arbeitsgebiete: Transformationsforschung, Kultursoziologie und Biographieforschung. Veröffentlichungen (Aufsätze): »Beziehungsstrukturen Neuer Selbständiger im Fallvergleich«, Frankfurt/New York 1996; »Peripherienbildung und kulturelle Identität« Opladen 1996; »Chance oder Chimäre? Endogene Entwicklung in ostdeutschen Regionen«, DA 4/1998.

1 Vgl. Heiner Meulemann: Werte und Wertewandel. Zur Identität einer geteilten und wieder vereinten Nation, Weinheim 1996. Ders. (Hrsg.): Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland, Opladen 1998.

2 Vgl. u.a. Jürgen Hofmann u.a.: Zwischen Anschluß und Ankunft. Identitätskonflikte und Identitätssuche der Ostdeutschen auf dem Weg zum Bundesbürger, 1992. Thomas Koch: Von der Renaissance ostdeutschen

Wir- und Selbstbewußtseins, in: Die real-existierende postsozialistische Gesellschaft, Berlin 1994. Rudolf Woderich: Peripherienbildung und kulturelle Identität, in: Raj Kollmorgen, Rolf Reißig, Johannes Weiß (Hrsg.): Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland, Opladen 1996.

3 Heiner Meulemann: Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland, a.a.O., S. 17.

4 Vgl. Detlef Pollack: Ostdeutsche Identität – ein multidimensionales Phänomen, in: Werte und nationale Identität a.a.O., S. 301-318.

5 Selbst in dem von Robert Hettlage herausgegebenen, sehr informativen und innovativen Sammelband »Kollektive Identität in Krisen« (Opladen 1997), in dem west- und osteuropäische wie nordamerikanische Identitätsprozesse behandelt werden und auch die bayrische Ethnizität zur Sprache kommt, bleiben ostdeutsche Identitäten außen vor.

6 Erst in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre, nach Abschluß der Sonderprogramme der Transformationsforschung, wurden komplexer angelegte universitäre Projekte installiert, die sich mit Problemen kollektiver Identitäten in Gegenwart und Geschichte befassen: Ein Sonderforschungsgebiet an der Universität Leipzig zu Identitäten in Sachsen, ein Graduiertenkolleg an der Universität Halle.

7 Vgl. Manfred Kuechler: Vereint und doch getrennt?, in: Werte und nationale Identität..., a.a.O., S. 292.

geblendet werden, weil sie mit dem (quantitativen) Datenmaterial der Umfrageforschung nicht hinreichend kompatibel sind. Es erweist sich zweifellos als ein erheblicher Nachteil, daß weder die systematische Rekonstruktion der Strukturen der DDR-Gesellschaft noch der Biographiemuster und -konzepte ihrer Bewohner, erst recht nicht komplexer angelegte Identitätsstudien Gegenstand der institutionalisierten und öffentlich geförderten Transformationsforschung gewesen sind⁶. Diesbezüglich wächst einer historisch und kultursoziologisch orientierten Forschung ein immenses Aufgabenfeld zu, denn es handelt sich um eine Problematik, die im Zusammenhang mit den Prozessen der Globalisierung und Europäisierung – für viele Beobachter noch immer überraschend – eine ganz neue Relevanz und politische Brisanz erfahren hat. Denn über eine »folkloristische Possierlichkeit« (Manfred Kuechler) hinaus gewann die Herstellung und Wahrung der sozialen und kulturellen Identität – weltweit – in den letzten zehn, zwanzig Jahren für die Lösung von Problemen des Zusammenlebens ethnisch oder kulturell definierter Gruppen erheblich an Bedeutung⁷.

Auf Grund der grob skizzierten Forschungslage scheint ein Zeitpunkt erreicht zu sein, auf übergreifende konzeptionelle Ansätze und Erklärungsmodelle zu verweisen, die mittlerweile verfügbar sind und zur Interpretation ostdeutscher Identitätsbildungen herangezogen werden. – In einem ersten Schritt sollen der Darlegung drei relevante Ansätze vorgestellt und knapp kommentiert werden; sodann folgen einige skizzenhafte Bemerkungen zur Unterscheidung von inszenierten und gelebten Identitäten in Ostdeutschland; resümierend soll schließlich auf das Wechselverhältnis von PDS und ostdeutscher Identität Bezug genommen werden.

Erklärungsmodelle zum Problemfeld ostdeutscher Identitätsbildungen. Peripherienbildung und Kolonisierung

Im Anschluß an Richard Münchs Überlegungen zum Prozeß der Nationenbildung (nation building) könnte man davon sprechen, daß der politische Modus von staatlicher Vereinigung und Systemtransformation, insbesondere die Übertragung externer Institutionen sowie die Dominanz »fertiger Akteure« (ready made actors) einen geschichtlichen Prozeß in Bewegung setzte, der als Peripherienbildung begriffen und beschrieben werden kann. Zeitlich gerafft, vielfach gebrochen und überlagert vollzieht sich jener Vorgang, der für nation building im westeuropäischen Raum charakteristisch ist: Mit der inneren Homogenisierung (Wohlfahrts-politik, Institutionentransfers, Entstehung eines einheitlichen Wirtschaftsraumes) geht auch die Herstellung neuer Ungleichheiten entlang der früheren territorialen Grenze vonstatten.

Mithin ist die Differenzierung von Zentrum und Peripherie ein komplementärer Prozeß zur (nationalen) Identitätsbildung durch Inklusion. Wie Münch beschrieben hat, brechen in der Peripherie je ältere Lebensformen und soziale Netzwerke zusammen, ohne sofort durch neue, kulturell legitimierte Lebensformen ersetzt zu werden. Der einheimischen Kultur werden neue materielle Existenzweisen nahegelegt, ohne »daß deren Institutionen der Demokratie, der sozialen Wohlfahrt, der Bildung und Kultur schon rich-

tig Fuß gefaßt hätten, da diese erst in einem langsameren Entwicklungsprozeß heranreifen können«⁸.

Peripherienbildungen werden in der Literatur auch als innere Kolonisierungen begriffen und beschrieben. Prominente Autoren der sozialwissenschaftlichen Profession beziehen sich inzwischen positiv auf den Modus der inneren Kolonisierung Ostdeutschlands, das, wie Klaus von Beyme formulierte, »zum funktionalen Äquivalent der früheren, verlorenen Ostgebiete«⁹ geworden sei.

Der soziologisch relevante Kerngehalt besteht darin, daß Kolonisierung für bestimmte Beziehungsstrukturen und -muster zwischen externen (ortsfremden) und internen (einheimischen) Akteuren oder Personen steht. Wolfgang Ludwig Schneider hatte herausgearbeitet, daß Fremdheitserfahrungen (im eigenen Land) soziale Beziehungen in dem Maße strukturieren, wie jene asymmetrische Figur entsteht, da die Plätze zwischen den Einheimischen und den Fremden vertauscht wurden: die lokal eingelebte Ordnung hat ihr Geltungsprivileg an die von Fremden importierte Ordnung abgetreten¹⁰.

Das vorgestellte Erklärungsmodell vermag eine gewisse Rahmung zu bieten und als Vergleichsfolie zu heuristischen Zwecken verwendbar sein, es kann jedoch spezifische Entstehungs-, Konstruktionsprozesse, etwa das »Identitätsmanagement« ostdeutscher Selbstzurechnungen nicht erklären.

Figurationstheoretische Deutungen: Außenseiter und Etablierte

In Anlehnung an Klassiker der deutschen Soziologie (Norbert Elias, Georg Simmel) hatte Sighard Neckel die Figuration von Außenseitern und Etablierten auf die deutsche Vereinigung und den Transformationsprozeß bezogen¹¹. Ausgangspunkt der Überlegungen bildet das Konzept von Norbert Elias, demzufolge Figurationen als Beziehungsgeflechte zwischen Menschen und sozialen Gruppen vorzustellen sind. Die Mitglieder einer Figuration sind durch viele Abhängigkeiten aneinander gebunden. Für den Wandel von Figurationen werden längerfristige Zeiträume veranschlagt, Elias spricht von mindestens drei Generationen. Das Modell von Außenseitern und Etablierten war von Elias als eine soziale Grundkonstellation moderner Wandlungsprozesse ausgezeichnet und am empirischen Material analysiert worden (alteingesessene und zugewanderte englische Arbeiterfamilien in einem lokalen Raum am Ende der fünfziger Jahre d.Jh.). Die Rangüberlegenheit der Einheimischen wurde durch die Selbstzuschreibung überlegener Eigenschaften stabilisiert, zugleich wurden die habituellen, soziokulturellen Merkmale der Neuankömmlinge stigmatisiert. Diese Machtkonstellation äußerte sich darin, daß die Etablierten ein »Gruppencharisma« ausbildeten und den Außenseitern eine »Gruppenschande« zuschrieben.

Sighard Neckel hat Elias' Modell mit Bezug auf die Konstellation in Deutschland um die Figur des »Dritten« erweitert, der in relativ stabile Außenseiter-Etablierten-Konstellationen dynamische Momente hineinbringe. Mit dieser dynamischen Modellierung gewann Neckel eine komplexe Operationsbasis, die es ihm ermöglicht, historische Prozesse mit aktuellen Phasen und Sequenzen der Systemtransformation vor allem in machttheoretischer Perspektive

8 Richard Münch: Das Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft, Frankfurt/M. 1993, S. 23.

9 Klaus von Beyme: Die Transformation Ostdeutschlands im Vergleich der postkommunistischen Systeme, in: Berliner Journal für Soziologie Heft 3/1996, S. 295-297.

10 Wolfgang Ludwig Schneider: Überhebliche Wessis - (n)ostalgische Osis, in: Heinz Sahrer (Hrsg.) Gesellschaften im Umbruch, 27. Kongreß der DGS, Halle an der Saale, Kongreßband II, Opladen 1995, S. 544-547.

11 Vgl. Sighard Neckel: Etablierte und Außenseiter und das vereinigte Deutschland, in: Berliner Journal für Soziologie Heft 2/1997, S. 205-215.

zu verbinden und damit flexibel zu hantieren. Als jeweils Dritte der deutsch-deutschen Figuration fungieren die Hauptverbündeten, die USA und die UdSSR. Sodann verwandelt sich die BRD (alt) in einen, wie Neckel schreibt, überlegenen und »lachenden Dritten«, der die paralytisierte Machtsituation innerhalb der bisherigen DDR (zwischen Etablierten und Außenseitern) zu einem Mittel für seine Zecke machen kann.

Mit dem Fortgang der Transformation würden innerhalb Ostdeutschlands vielfältige Etablierten/Außenseiter-Figurationen fortbestehen, die in der Zwischenzeit wiederum mehrfach Wandlungen erfahren hätten. Es stellte sich eine neue »klassische« Etablierten-Außenseiter-Konfiguration zwischen den westdeutschen Alteingesessenen und den ostdeutschen Neuankömmlingen ein, die sich verstetigt, da die Westdeutschen das Gruppencharisma aktualisieren und die Ostdeutschen mit der Gruppenschande belegen.

Neckel räumt schließlich ein, daß der politische Umbruch figurativ an jene gesellschaftlichen Verhältnisse angeschlossen, die er zu überwinden unternahm: Für nicht wenige Ostdeutsche repräsentiere die Geschichte der deutschen Vereinigung deshalb eine Kontinuitätserfahrung politischer Abhängigkeit.

Das Modell der Außenseiter-Etablierten-Konfiguration ermöglicht es, zumindest eine wichtige Dimension des Phänomens ostdeutscher Identitäten, nämlich auf der Ebene typisierter wechselseitiger Zuschreibungen, zu erfassen. Offen bleibt jedoch, wie der »schnelle« und mehrfache Wechsel der Figurationen (innerhalb nur eines Jahrzehnts) mit den Vorstellungen von Elias über längerfristige figurative Stabilitäten und historische Wandlungsprozesse zur Deckung gebracht werden kann. Außerdem wird der Vorteil der Komplexität und Attraktivität des Modells zugleich mit einem erheblichen Nachteil erkaufte: Die anhaltende Dramatik des Machtgefälles und der Fremdheitsverhältnisse auf der Ost-West-Ebene wird durch die zahlreichen Wechsel der Konstellationen und die gleichsam spielerisch-ironische Einfügung von »Dritten« erheblich relativiert und entschärft.

Der konstruktivistische Ansatz

Der konstruktivistische Diskurs stützt sich auf die zeitgenössische Diagnose, daß besonders in Gesellschaften mit hoher Mobilität, starker Außenlenkung oder unter dem Eindruck von Umbruchsituationen, die mit sozialer Desintegration verbunden sind, die Suche nach identitätsstiftenden Momenten des kollektiven Lebenshaushalts anwächst. In Anlehnung an Konzepte der interaktionistischen Soziologie (Mead; Goffman) hat Robert Hettlage folgende strukturierende Gesichtspunkte besonders herausgestellt:

a) Kollektive Identitäten sind Selbstbildnisse, welche Mitglieder einer Gruppe/eines Gebiets von sich selbst entworfen haben;

b) sie erweisen sich als Antwortmuster auf historisch wechselnde Umstände; auf materielle Bedingungen, Machtbeziehungen und auf die Veränderung von Zeichensystemen und Diskursen in der gesellschaftlichen Kommunikation;

c) ihr Baumaterial sind Normen, Modelle, Symbole sowie für verbindlich gehaltene Werte¹².

12 Vgl. Robert Hettlage: Identitätsmanagement. Soziale Konstruktionsvorgänge zwischen Rahmung und Brechung, in: Weltrends Nr. 15, Sommer 1997, S. 7-23.

Kollektive Identitäten sind mithin kein soziales Datum im Sinne eines meßtechnisch erfassbaren, stabilen, sich selbst gleichbleibenden, kategorialen Systems, wie es die positivistische Umfrageforschung nahelegt, sondern ein gesellschaftlicher Definitions- und Konstruktionsvorgang. Selbstkonzepte der Mitglieder einer Gruppe werden transparent, indem bestimmte gemeinsame Gruppenmerkmale ausgewählt werden, um sich selbst abzugrenzen und nach außen darzustellen (die Präferenz für Ostprodukte; das Beharren auf tradierten sprachlichen Formen und Fügungen; der Rekurs auf alte Filme, Stars, literarische und musikalische Titel; der ironisch-spielerische, gleichwohl rituelle Umgang mit den Symbolen und Emblemen der alten Macht etc.)

Vergleichende Analysen ebenso wie aktuelle Diskurse veranlassen zu der Annahme, daß ostdeutsche Selbstbilder und -zuschreibungen als symbolische Konstruktionen kultureller Identität vorgestellt werden können¹³:

– Symbolisch konstruierte Identitäten können gerade deshalb sozialintegrativ wirksam werden (klassen- u. schichtenübergreifend), weil mitgeführte Symbole, die als Zeichen für Verbindendes stehen, mit unterschiedlichem Sinn aufgeladen und verschieden ausgelegt werden können – je nach der Interessenlage der jeweiligen Interpretationsgemeinschaft. »Kulturelle Symbole integrieren nicht, weil sie einen allen gemeinsamen Sinn beinhalten, sondern weil man glaubt, daß sie es tun«¹⁴.

– Demzufolge schließen Konstruktionen kultureller Identität selbstverständlich immer auch Erfindungen, kreative Umformungen historischen Materials ebenso ein wie Legenden und Nostalgien (wie etwa das schottische Beispiel zeigt). Retrospektive Idealisierungen, die empirischer Überprüfbarkeit nicht standhalten, sind also immer auch im Spiel. Wiewohl nach Datenlage von Erhebungen und deskriptiven Feldstudien eine sozial relevante DDR-Nostalgie nicht nachweisbar ist, sind für Ostdeutschland ebenso wie für alle partikularen Identitätsbildungen Bindungen und Anhänglichkeiten an frühere Lebensformen und Alltagspraktiken, Symbolfiguren der Kultur und Erlebnisse der Vergangenheit charakteristisch und allenthalben beobachtbar. – Gerade diesbezüglich sollte man sich nicht vom gelegentlichen Getöse der Medien erschrecken und in die Irre führen lassen: Auch Nostalgie ist ein ambivalentes Phänomen. So hat Jean Baudrillard unlängst daran erinnert, daß Nostalgie immer auch »das Vorgefühl für das bewahrt, was schon einmal geschehen ist und erneut stattfinden könnte«. Denn sie sei: »der umgekehrte Spiegel der Utopie, die niemals gestillt wird«¹⁵.

Der in dem skizzierten Muster argumentierende konstruktivistische Diskurs ist nun mit Bezug auf Ostdeutschland in zwei Richtungen radikalisiert worden, die hier mit den vorläufig-provisorischen Begriffen der Verfestigung (Fixierung) einerseits und der Verflüchtigung (Fiktionalisierung) andererseits erfaßt werden sollen.

Für die Tendenz einer verfestigenden Fixierung steht die exponierte Position, ostdeutschen Identitäten auch die Qualität einer ethnischen Gruppe zuzuschreiben. Dafür kann exemplarisch auf die Einlassung des amerikanischen Soziologen Marc Howard verwie-

13 Vgl. Rudolf Woderich: Peripherienbildung und kulturelle Identität, in: Kollmorgen, Reißig, Weiß (Hrsg.): Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland, Opladen 1996, S. 81-99.

14 Josef Bleicher: Die kulturelle Konstruktion sozialer Identität am Beispiel Schottlands, in: Hans Haferkamp (Hrsg.): Sozialstruktur und Kultur, Frankfurt/M., S. 328-346.

15 Jean Baudrillard: Die Illusion des Endes oder der Streik der Ereignisse, Berlin 199, S. 186.

sen werden, der unter Berufung auf moderne Ethnizitätskonzepte vor allem drei Kriterien geltend gemacht hat:

- Die vorrangige biologische Selbstreproduktion einer Bevölkerungsgruppe;
- die Existenz grundlegender kultureller Werte, die in kulturellen Formen realisiert wird und ein eigenes Kommunikations- und Interaktionsfeld schafft;
- die Mitglieder der Bevölkerungsgruppe definieren sich selbst als Bestandteil einer Kategorie und werden von anderen gleichfalls als solche identifiziert¹⁶.

16 Marc Howard: Die Ostdeutschen als ethnische Gruppe? Zum Verständnis der neuen Teilung des geeinten Deutschlands, in: Berliner Debatte INITIAL 4/5 1995, S. 119-131.

Auffallend ist hier – kennzeichnend wiederum für die konstruktivistische Position –, daß keine sogenannten »primordialen« Elemente wie etwa eine eigene Sprache, Abstammung oder Rasse herangezogen werden müssen.

Howard stützt sich auf Wahrnehmungen und Beobachtungen verschiedener Autoren sowie auf eine Vielzahl empirischer Belege, denen zufolge die Zirkel intensiver Kommunikation und Kollegialität, Freundschaften und Heiraten noch immer nach Ost und West geteilt sind. Das Bewußtsein der Spaltung schein nach mehreren Jahren der Vereinigung eher anzuwachsen, noch immer könne von zwei Gesellschaften die Rede sein. – Die jüngst publizierte Medienanalyse, die zwei voneinander getrennte Wahrnehmungswelten in Deutschland diagnostiziert hatte, scheint Howards Diagnose neuerlich zu bestätigen¹⁷.

17 Vgl. Otfried Jarren: Getrennte Wahrnehmungswelten, in: Der Tagesspiegel v. 2./3. 10. 1997, S. 45

Inszenierte und gelebte Identitäten

Radikalisiert wurde die Diskussion um ostdeutsche Identitäten auch in der entgegengesetzten Richtung, die oben als Tendenz der Verflüchtigung oder »Fiktionalisierung« bezeichnet worden war.

Dieses Interpretationsschema läßt sich knapp wie folgt skizzieren: Die den Ostdeutschen widerfahrene Diskriminierung durch die Westdeutschen, die ihnen versagte Anerkennung werde mit einer »Abgrenzungsidentität« beantwortet. Aus diesem Grunde erfahren die Institutionen des bundesrepublikanischen Systems eine Abwertung; die Leistungen der Sozialordnung des DDR-Systems und dessen Institutionen werden aufgewertet. Mithin seien Ost-West-Differenzen ein Instrumentarium, auf dem sich trefflich spielen ließe: Ein apartes soziales Rollenspiel finde statt, in dessen Rahmen der Westdeutsche den Gewinner spiele und den Ostdeutschen die Rolle des Verlierers aufdränge. Da nun ostdeutsche Identitäten am Bild des anderen konstruiert würden, kämen ihnen auch keine eigenen Inhalte zu¹⁸. – Was wäre einem derartigen Deutungsmuster entgegenzuhalten?

18 Vgl. Thomas Gensicke: Ostdeutschland 1989-1995 im Wandel. Objektive und subjektive Umbrüche, in: Journal für Sozialforschung 1996, Heft 1 sowie Detlef Pollack: Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung, in: Aus politik und zeitgeschichte, B 13, S. 3-14.

Tiefer lotende Längsschnittanalysen mehrerer Datensätze hatten nämlich gezeigt, daß die Westdeutschen keineswegs so distinktiv auf die »Brüder und Schwestern« im Osten fixiert sind, wie entsprechende Deutungen nahelegen. Auch Mitte der neunziger Jahre sind westdeutsche Mehrheiten viel stärker auf westeuropäische, nordamerikanische sowie auf Lebensformen in Entwicklungsländern orientiert als auf ostdeutsche Personen, Probleme und Lebensverhältnisse, wie die Forschungsgruppe um Haeger und Mummen- day zeigen konnte¹⁹. Der Soziologe Wolfgang Zapf hatte von

19 Haeger G., Mummen- day u.a.: Zum Zusammen- hang von negativer sozialer Identität und Vergleichen zwischen Personen und Gruppen, in: Zeitschrift für Sozialpsychologie 27, S. 259-277.

einer bedauernswerten »nachträglichen Abstandnahme« der Westdeutschen gegenüber den Landsleuten im Osten gesprochen. Allerdings läßt sich auch diese Auslegung in zeitgeschichtlicher Perspektive nicht aufrechterhalten. Denn die Daten der Umfrageforschung der Bundesrepublik aus den siebziger und achtziger Jahren scheinen die These von der nachträglichen Abstandnahme nachdrücklich zu widerlegen:

– Eine ARD-Umfrage von 1979 hatte ergeben, daß 52 Prozent der Befragten im Alter von 14 bis 29 Jahren die DDR als Ausland betrachten.

– Nach einer Befragung des Allensbacher Instituts für Demoskopie verbanden 1981 mit dem Begriff der »deutschen Nation« 43 Prozent der Probanden die BRD; 32 Prozent die Bundesrepublik und die DDR.

– Auf die Frage, »was verbinden Sie mit Deutschland?« im Rahmen eines ZDF-Politbarometers aus dem Jahre 1984 nannten 66 Prozent der bis 29jährigen die BRD; 21 Prozent die BRD und die DDR; 4 Prozent dieser Altersgruppe dachten an das Deutsche Reich.

– Ebenfalls im Jahre 1984 wiederholte das Forschungsinstitut EMNID eine Frage, die bereits im Jahre 1974 gestellt worden war: Stellen die Bundesrepublik und DDR eine Nation dar? – Hatten 1974 noch 70 Prozent der Befragten mit Ja geantwortet, so waren es im Jahre 1984 nur noch 42 Prozent. (Für Nein entschieden sich 1974 nur 29 Prozent, zehn Jahre später waren es bereits 53 Prozent)²⁰.

Auch in den neueren Debatten über Identitäten in Deutschland wird aus der Perspektive der Umfrageforschung auf derartige Befragungsdaten verwiesen und konzediert, daß die Sozialverfassungen der beiden deutschen Staaten so konträr waren, »daß sie auch in der Meinung der Bevölkerungen etwa ab 1970 zwei deutsche Nationen darstellten«²¹. Ähnlich gelagert ist die These des Vordenkers der ostdeutschen Kulturwissenschaft Dietrich Mühlberg, dem zufolge die Zweistaatlichkeit zwei deutsche Kulturen erzeugt habe²².

Die Erinnerung an Befragungsdaten der achtziger Jahre, die unmittelbar nach der Vereinigung der Vergessenheit anheim gefallen waren, soll nur andeutungsweise zeigen, daß freilich die vierzigjährige deutsche Zweistaatlichkeit in unterschiedlichen Systemen ins Blickfeld zu rücken ist, wenn der Frage nach Qualität und Reichweite derzeitiger Distinktionen, wechselseitiger Abgrenzungen im deutschen Identitätsdiskurs nachgegangen wird.

Gelebte Identitäten in Ostdeutschland

Im kritischen Bezug auf Tendenzen der »Verflüchtigung« ostdeutscher Identitäten, aber auch im Kontrast zum westeuropäischen Diskurs um neue partikuläre Identitätsbildungen ist wohl eine weitere, wichtige Unterscheidung zu beachten: Während sich regionale Identitätsprozesse im westeuropäischen Raum einem vergleichsweise langsamen strukturellen und sozialen Wandel verdanken, handelt es sich in Ostdeutschland um einen gleichsam eruptiven systemischen Transformationsprozeß, der mit der Vereinigung zweier im Nachkrieg entstandener Staaten (Völkerrechtssubjekte)

20 Vgl. Barbara Hille, Walter Jaide: Einstellungen Jugendlicher zur nationalen Frage. Im Spiegel sozialwissenschaftlicher Forschung, in: Die Frage nach der deutschen Identität, Bundeszentrale für politische Bildung, Band 221, Bonn 1985, S. 23-44.

21 Heiner Meulemann: Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland, a.a.O., S. 16.

22 Vgl. Dietrich Mühlberg: Nachrichten über die kulturelle Verfassung der Ostdeutschen, in: Berliner Debatte INITIAL, Heft 2/1999, S. 4/5.

verbunden ist. Folglich verdient die Ebene der lebensweltlichen, soziokulturellen Basierung ostdeutscher Identitätsbildungen im Unterschied zu symbolisch konstruierten, in öffentlichen Räumen und Handlungen sichtbaren und inszenierten Identitätskonstrukten eine besondere Gewichtung.

Eigensinnige und oftmals verquere Identitätsbildungen lassen sich besser erschließen, wenn ein Verständnis zugrunde liegt, demzufolge Individuen und Gruppen auf radikale systemische Diskontinuitäten mit lebensweltlichen Kontinuitäten, der Restabilisierung tradierter Lebensmuster antworten, auch dann, wenn diese Umbrüche demokratisch legitimiert sind. Anthony Giddens hatte darauf aufmerksam gemacht, daß »Kontinuität auch während der radikalsten Phasen der Transformation (besteht) – außer dem Grenzfall, daß alle Mitglieder einer Gesellschaft physisch ausgerottet werden«²³.

Am Beispiel von Familienstudien ebenso wie an Milieustudien in industriellen und Arbeitermilieus; an Studien zur beruflichen Mobilität, zum Wandel von Erwerbsmustern u.ä. konnte im Rahmen der Transformationsforschung gezeigt werden, wie erhebliche Anstrengungen und Leistungen gefordert waren, um das Alltagsleben zu sichern und aufrechtzuerhalten; wie dabei tradierte Deutungs- und Beziehungsmuster aus der sozialen Erlebnis- und Erfahrungswelt kreativ eingesetzt und aktiviert worden sind²⁴.

Eigene biographisch orientierte Analysen verweisen darauf, daß von einem Zusammenfallen systemischer und biographischer Transformation nicht die Rede sein kann. Denn der Wandel individueller Strukturen ist eben nicht, wie häufig deterministisch unterstellt wird, als eine abhängige Variable äußerer Stimulationen zu begreifen. Vielmehr läßt sich zeigen, wie die radikale systemische Diskontinuität des Umbruchs eine Kontinuierung individueller biographischer Muster bewirkt hat²⁵. Dem entspricht eine Wahrnehmungsform in der Fremdperspektive, die ostdeutschen Personen eine auffallende »biographische Schwere« bescheinigt: Ostdeutsche Biographien werden vorrangig nicht deshalb »hartnäckig verteidigt«, weil ihnen die Anerkennung als Lebensleistung versagt bleibt, sondern schlicht, weil ein anderes als das gelebte und biographisch sedimentierte Selbstkonzept oder Orientierungsmuster in der Regel nicht verfügbar ist.

Für fundamentale gesellschaftliche Umbrüche, in denen ja immer auch die Sinnhaftigkeit individuellen Daseins »dramatisiert« wird, kann dieser Zusammenhang offenbar generelle Geltung beanspruchen: Biographien als Selbstidentifikation gewinnen immer dann eine besondere Dringlichkeit, wie z. B. Alois Hahn gezeigt hat, wenn bisher tragende Ordnungen erschüttert sind²⁶.

Gefolgert werden kann: Thesen über eine geschwinde Anpassung ostdeutscher an westdeutsche Lebensstile und -praktiken müssen vor allem deshalb verworfen werden, weil private Lebensformen, also gelebte Identitäten und alltägliche Sozialbeziehungen sich stärker aus unmittelbaren Lebenserfahrungen und der je eigenen Sozialisationsgeschichte speisen als aus politischen Systementscheidungen. Der Jugend- und Familiensoziologe Hans Bertram hatte resümierend formuliert: »Bestimmte Anpassungsleistungen,

23 Anthony Giddens: Strukturierung und sozialer Wandel, in: Hans-Peter Müller/Michael Schmid (Hrsg.): Sozialer Wandel, Frankfurt/M. 1995, S. 173.

24 Stellvertretend und exemplarisch verwiesen sei lediglich auf die Arbeiten von Jutta Gysi: »Wandel in den Lebensweisen von Familien – Veränderungen in den Einstellungen und familialen Verhaltensweisen von Frauen und Männern, Eltern und Jugendlichen« (DFG-Projekt) sowie von Gert Mutz: »Institutionalisierung reflexiver Erwerbsbiographien in West- und Ostdeutschland«, in: Erika M. Hoernig/Michael Corsten (Hrsg.): Institution und Biographie. Die Ordnung des Lebens, Pfaffenweiler 1995.

25 Vgl. Rudolf Woderich: Biographische Ressourcen und Handlungspotentiale auf dem Wege in die berufliche Selbständigkeit, in: Michael Thomas (Hrsg.): Selbständige – Gründer – Unternehmer. Passagen und Paßformen im Umbruch, Berlin 1997, S. 220-237.

26 Vgl. Alois Hahn: Biographie und Lebenslauf, in: Hans-Georg Brose/ Bruno Hildenbrand (Hrsg.) Vom Ende des Individuums zum Ende der Individualität, Opladen 1988, S. 231-259.

die in Theorien über die Transformation in bezug auf die Betroffenen artikuliert werden, (sind) von den Individuen nicht nachvollzogen worden, denn diese hatten ihre Lebensentwürfe beibehalten«²⁷.

Zusammenfassend: Im Unterschied zur Dimension inszenierter, symbolisch-expressiv vorgetragener Identitätsformen und distinktiver Praktiken beziehen sich gelebte Identitäten vorrangig auf das Alltagsleben, auf Tradierungen eingelebter Muster; sie sind sozialgeschichtlich und biographisch fundiert, werden über die Aufschichtung gemeinsamer oder ähnlicher lebensgeschichtlicher Erfahrungen vermittelt. Formen kollektiven Bewußtseins werden vor allem dann und insofern hervorgebracht, wie fraglos gegebene Selbstverständlichkeiten und vorbereitete Gewißheiten durch radikale gesellschaftliche Einschnitte in den Lebensbedingungen, den politischen und wirtschaftlichen Ordnungen problematisch geworden sind und/oder durch Fremdgruppen (von außen) delegitimiert werden.

Drittens: Resümee. Die PDS und das Problem der Institutionalisierung ostdeutscher Identitäten

Aus transformationstheoretischer Perspektive ist die PDS die einzige relevante (machtvolle) Institution in den neuen Bundesländern, die nicht per Institutionentransfer im blue-print-Verfahren entstanden ist. Sie ist das Produkt einer endogenen Transformation von der Staatspartei zur modernen (links-)sozialistischen Volkspartei, deren Transformationsprozeß gewiß nicht abgeschlossen ist. Der Status einer Volkspartei kann der PDS aus drei Gründen zugeschrieben werden:

- a) sie hat sich verstetigt im gesamtdeutschen Parteiensystem, wiewohl sie nur im Wahlgebiet Ost verankert ist;
- b) ihre Akzeptanz in dem Wahlgebiet, wo sie soziokulturell und politisch verankert ist, ist dreimal so hoch wie dessen Wählerschaft;
- c) ihre Wähler und Mitglieder rekrutieren sich aus allen sozialen Gruppen und Schichten Ostdeutschlands.

Zugleich ist die PDS, wenn auch nicht im programmatischen Selbstverständnis, wohl aber de facto eine Regionalpartei. Wiewohl die erheblichen Leistungen der Partei zur Integration von Personen und Gruppen in das ordnungspolitische System der Bundesrepublik nicht zu bestreiten sind, ist die PDS als regionale Volkspartei per se ein Indikator und Ausdruck ostdeutscher Identitäten, eines besonderen ostdeutschen Wir-Gefühls und Selbstbewußtseins auch dann, wenn sie wahlpolitisch nur ein Fünftel des Elektorats repräsentiert. Die PDS ist in ihrer derzeitigen Verfaßtheit und Gestalt sowohl Ausdruck, Resultat als auch Initiator ostdeutscher Identitäten. Sie ist als politische Institution und kollektiver Akteur derzeit der einzige originäre Vertreter ostdeutscher Interessen, was auch von politischen Gegnern in stärkerem Maße anerkannt wird. Die parteiübergreifende Institutionalisierung ostdeutscher Interessen (ein Erfordernis, das von unterschiedlichen Kräften stärker artikuliert wird), um den Besonderheiten der postsozialistischen »Übergangsgesellschaft« Rechnung zu tragen, würde die PDS von dieser teils intendierten, teils zugeschriebenen Funktion entlasten. Die schärfere politische Profilierung unter dem Aspekt linkssozia-

27 Hans Bertram: Familienentwicklung und Haushaltsstrukturen, in: Wendelin Strubelt u.a. (Hrsg.): Städte und Regionen – Räumliche Folgen des Transformationsprozesses, Opladen, S. 183-215.

listischer Reformalternativen und strategischer Antworten auf soziale Fragen des strukturellen und globalen Wandels scheint direkt von dieser Entlastung als einzige politische Ausdrucksform ostdeutscher Identitäten abhängig zu sein. Die identitätsstiftende Verankerung als ostdeutsche regionale Volkspartei und die gleichzeitige Profilierung als gesamtdeutsche linkssozialistische Partei stellt ein Paradoxon dar, daß allein aus eigenen Antrieben und Kräften nicht aufzuheben ist.

Schon um dieses Dilemma aufzulösen, sind ostdeutsche Interessenrepräsentationen, resp. Kommunikationsformen (Medien) geboten, die den innerostdeutschen Verständigungsprozeß vorantreiben, um sich auf Bundesebene nachhaltiger geltend zu machen, Interessenbildungen also herbeizuführen, die schließlich auch distinkte, manifeste ethnizitätsförmige Identitätskonstrukte schrittweise aufheben könnten.

Ost-Identität – Residuum der Vereinigung oder Phänomen der »langen Dauer«?

Ostdeutsche Identität indes ist weder auf ein Residuum des Vereinigungsprozesses zu reduzieren noch kann als gesichert gelten, daß es sich um ein Phänomen der langen Dauer handelt. Denn Identität ist das Ergebnis eines aktiven sozialen und kulturellen Konstruktionsprozesses und insofern gleichfalls ein Resultat des prozessierenden Wandels, mithin eine Transformationsgestalt. Offen bleibt ihre Perspektive, aber ein schnelles Verschwinden ist weder zu erhoffen noch zu befürchten, da sich entsprechende Rahmenbedingungen in der dualistisch verfaßten Gesellschaft der Bundesrepublik einstweilen verstetigt haben.

Identität als Konstrukt unterscheidet sich zugleich von Phänomenen der langen Dauer (»longue duree«), die im Sinne der französischen Historiker-Schule (»les annales«) mit der Begrifflichkeit der Mentalitäten erfaßt werden. Tiefer liegende und weiterreichende Mentalitätsbestände gehen zwar als »Baumaterial« selektiv ein in den Konstruktionsprozeß kollektiver Identitäten, betreffen jedoch in ihren Kerngehalten eine andere Ebene sozialen Daseins von Individuen, Gruppen und Gesellschaften.

Der Berliner Verein zur Förderung von Politik, Bildung und Kultur »Helle Panke« führte am 13. und 14. März 1999 eine Tagung durch, die sich mit der Geschichte der deutschen Zweistaatlichkeit zwischen 1949 und 1990 beschäftigte.